

Joachim Zepelin

Zum 85. Geburtstag von Otto Friedrich Bollnow

Geborgenheit im Existentialismus

Der Tübingern Philosoph und Pädagoge würde jetzt am liebsten richtig anfangen*

Mein Leben ist eigentlich ganz einfach verlaufen. Das ist der erste Satz, mit dem Otto Friedrich Bollnow ein Gespräch mit dem SCHWÄBISCHEN TAGBLATT beginnt. Er sitzt dabei aufrecht in seinem Stuhl am blanken, leeren Holztisch, die Hände vor den Knieen gekreuzt. In dieser Haltung verharrt er drei Stunden lang. Nur selten, immer dann, wenn es besonders wichtig wird, beugt er den Oberkörper nach vorne und benutzt auch seine Hände, um bereitwillig Auskunft zu geben. Ein spartanischer Mensch mit schneeweisem Haar in seinem spartanischen Lustnauer Arbeitszimmer. Alle Möbel sind aus blankpoliertem Holz, der Schreibtisch vor der Fensterfront mit dem Albblick ist aufgeräumt, daneben steht ein Tischchen mit einer alten mechanischen Schreibmaschine. Ein Blatt Papier ist eingespannt und sauber fast voll beschrieben.

In diesem Zimmer schrieb der Philosoph und Pädagoge sein 1963 erschienenes Buch „Mensch und Raum“, in dem er neben anderem so etwas wie eine Philosophie des Hauses entwickelte: „Um sich in der Welt erhalten und dort seine Aufgaben erfüllen zu können, braucht der Mensch einen Raum der Geborgenheit und des Friedens, in den er sich zurückziehen und wieder zu sich selber kommen kann, wenn er sich im Kampf mit der Außenwelt aufgerieben hat.“ Aber er fügt hinzu, daß sich alle vom Menschen geschaffene Sicherheit als trügerisch erweist und der Mensch überhaupt nur beruhigt wohnen kann, wenn er sein Haus und sein Leben in einem umfassenden Seinsganzen aufgehoben weiß. Dies ist bei ihm aber nie naive Sicherheit, sondern muß in immer neuer Auseinandersetzung der unaufhebbaren Unheimlichkeit und Bedrohung der Welt abgewonnen werden. Es ist sicher kein Zufall, daß er dieses Buch seiner Frau Ortrud widmete, der promovierten Germanistin, die nicht nur gemeinsam mit ihm die drei Kinder erzog, sondern auch eine Stütze seiner wissenschaftlichen Arbeit war und ist. Am Montag wird Otto Friedrich Bollnow 85 Jahre alt.

Bei Bollnow herrscht Ordnung bis in den letzten Satz hinein. Fast nichts wird beiläufig ins Gespräch geworfen, alles ist wohl bedacht und ausformuliert. Er wird kaum müde, bleibt konzentriert und wachsam. Manchmal gibt es im Gespräch längere Pausen auf Fragen, dann denkt er über eine Antwort nach. Zwei Dinge ziehen sich von Anfang bis Ende durch das Interview und durch sein Leben: Das Thema Menschlichkeit und der Bezugspunkt der Philosophie zu der jeweiligen Zeit des Entstehens.

Schon der Beginn seiner akademischen Laufbahn stand ganz im Zeichen der Umbruchphase während der zwanziger Jahre. In dieser Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, der den Menschen den Glauben an die Menschen nahm, die Nietzsches kulturpessimistischen Nihilismus scheinbar Wirklichkeit werden ließ, und in der Oswald Spengler sein 1918 bis 1922 geschriebenes zeitgenössige Werk „Der Untergang des Abendlandes“ veröffentlichte, entstand auch die Jugendbewegung der Weimarer Republik.

Aus Pommern nach Berlin

Im „Wandervogel“ und anderer von ihm beeinflußten Zusammenschlüssen sammelten sich Jugendliche, die beeinflußt von romantischer Betrachtung einer heilen Natur und lebensphilosophi-

* Der Artikel erschien im Schwäbischen Tagblatt Tübingen am 12. März 1988.

sche Sehnsucht nach Einheit und Lebenssinn, neue Formen menschlichen Zusammenlebens suchten. Es war weniger ein Protest – als vielmehr eine Suchbewegung, die nicht politisch aufbegehrte, sondern Halt in den eigenen Reihen finden und das Vertrauen in den Einzelnen und sein Leben nicht aufgeben wollte.

Damals kam Otto Friedrich Bollnow aus seiner pommerschen Kleinstadt Anklam zum Studium nach Berlin und schloß sich dort der Studentengruppe „Skuld“ an, einer aus dem Geist des Wandervogels hervorgegangenen studentischen „Erziehungsgemeinschaft“. Eine neue, unbekannte Welt brach über ihn herein, von der in seinem Heimat-Nest mit dem Gymnasium, das Griechisch und Latein hochhielt und den Impressionismus verteufelte, nichts ahnte.

Der Kontakt zur Jugendbewegung steht nicht nur ganz am Anfang von Bollnows akademischer Laufbahn, er bestimmte die Richtung seiner ganzen wissenschaftlichen Arbeit. „Wir rangen um ein echtes, ursprüngliches Leben, das frei war von den beengenden Konventionen“, erinnert er sich heute an diese Zeit, die ihm vor allem den Zugang zur Lebensphilosophie Wilhelm Diltheys brachte.

Von Physik zu Philosophie

Beengend waren die Verhältnisse für den jungen Studenten. Er wollte Lehrer werden, das stand für den Sohn eines Schulrektors fest. Aber Aussicht auf eine Anstellung gab es damals so wenig wie heute. Wer überhaupt Chancen haben wollte, der mußte auf die praktischen Fächer setzen oder auf Naturwissenschaften. Bollnow belegte in Berlin ein Semester Architektur, wechselte dann zur Physik. Aber auch die Stadt der Träume mußte Bollnow wegen der Inflation bald verlassen. Über Greifswald kam er nach Göttingen zu Max Born, bei dem er – zweiundzwanzigjährig – 1925 in theoretischer Physik mit einer Arbeit über die „Gittertheorie der Kristalle des Titanoxyds“ promovierte.

Als Max Born dann für ein Semester in die Vereinigten Staaten ging, hielt es auch ihn nicht mehr am Göttinger Institut. Bollnow absolvierte ein folgenschweres Zwischenspiel als Lehrer an der reformpädagogischen Odenwaldschule bei Faul Geheeb. Danach gab es keine Wahl mehr für ihn. Schon bei Eduard Spranger in Berlin, dann in Göttingen beim Philosophen Georg Misch und beim Pädagogen Herman Nohl hatte er – wie die meisten jugendbewegten Studenten – philosophische und pädagogische Vorlesungen besucht. Jetzt stand sein Entschluß fest: Er wollte Philosophie studieren.

Es war aber schon zu dieser Zeit nicht nur das Fach, das ihn reizte. Wie die Lebensphilosophie auf die Untersuchung des menschlichen Lebens als einem sich ständig im Werden befindender Prozeß gerichtet war und andererseits ihren Antrieb aus dem Leben selbst zog, wandte sich Bollnow gegen einen rein auf das Sein festgelegte, ausschließlich mit den Mitteln des Verstandes verbundenen Begriff des Philosophierens. Philosophie und menschliches Leben bildeten eine unauflösbare Einheit, die sich bei Bollnow wie vielen anderen in einer Verknüpfung von Philosophie und Pädagogik wiederfand.

Ende der zwanziger Jahre nahm die Philosophie in Deutschland eine entscheidende Wende. Martin Heidegger veröffentlichte 1927 sein Hauptwerk „Sein und Zeit“. Dazu Bollnow: „Das Gefühl der Ungeborgenheit, die Unheimlichkeit der Welt, die Psychoanalyse und die Ideologiekritik bedeuteten damals eine starke Verunsicherung des Menschen in seinen gewohnten Bezügen. Es war wie eine Kristallisation der Situation, als mit ‚Sein und Zeit‘ deutlich wurde, diese ganze Angst ist nichts, vor dem man ausweichen muß, sondern indem man sich dieser Angst in aller Entschiedenheit entgegenstellt, findet man in der Existenz einen absoluten Punkt, der nicht wieder in Frage gestellt werden kann.“

Im Bann Heideggers

Bollnow pilgerte für ein Semester zu Heidegger nach Marburg, folgte ihm für zwei weitere nach Freiburg, aber er war viel zu stark von der Lebensphilosophie Diltheys und dessen Schülern Spranger, Nohl und Misch beeinflußt, als daß er zu einem uneingeschränkten Heideggerianer werden konnte. „Sein und Zeit“ lieferte im Aushalten der Angst bis zur Erfahrung dessen, was in der Existenzphilosophie Existenz genannt wird, zwar einen festen Bezugspunkt, etwas „unbedingt Forderndes“, das der relativen Unverbindlichkeit der lebensphilosophischen Orientierung fehlte. Außerdem beeindruckten Bollnow Heideggers konkrete Analysen der Alltäglichkeit, der Angst, der Sorge und vor allem des Verhältnisses zum Tod. Mit den ontologischen Bestimmungen Heideggers konnte Bollnow als lebensphilosophischer Denker sich aber ebenso wenig begnügen, wie mit der für ihn zu einseitigen Fixierung auf die dunklen Seiten menschlicher Existenz: „Ich saß zwischen zwei Stühlen.“

Nach seiner Habilitationsschrift „Die Lebensphilosophie F. H. Jacobis“ (1933) und einer Einführung in Dilthey (1936) erschien 1941 als erstes Hauptwerk „Das Wesen der Stimmungen“, das bis heute immer wieder neu aufgelegt wird und ins Französische und Japanische übersetzt wurde. Zu dieser Zeit war Bollnow schon Professor in Gießen auf einem Lehrstuhl für Psychologie und Pädagogik. „Bei Ausbruch des Krieges hatte ich das Gefühl, ein philosophisches Testament machen zu müssen, um das zu fixieren, was ich gerade wußte. Ich rechnete mit der Möglichkeit, daß dies mein letztes Wort sein könnte.“

Die Spannung im Dasein

Das „Wesen der Stimmungen“ war der Beginn einer langen Auseinandersetzung mit der Lebensphilosophie und der Existenzphilosophie. Bollnow schöpft aus beiden Quellen, so unvereinbar auch manches dieser beiden Strömungen mit seiner Philosophie war. Gegen den reinen Existentialismus wandte er immer wieder ein, daß der bloße, formale Blick auf die menschliche Existenz mit inhaltlichen Bestimmungen gefüllt werden müsse. So sehr die Existenzphilosophie den lebensphilosophischen Betrachtungen des Lebens eine orientierende Richtschnur gab, so wenig war sie andererseits in den Augen Bollnows in der Lage, mit ihren einseitigen Bestimmungen eine „ausreichende Orientierung für das wirkliche Leben zu liefern. Darum klagte er neben der Existenzphilosophie eine Philosophie des Lebens und der Freiheit ein, wie sie im „Wesen der Stimmungen“ Thema bei ihm wurde.

In der Spannung zwischen diesen beiden Ansätzen erkannte er die unauflösbare Spannung im menschlichen Dasein selbst. „Sie müssen das ganz ernst nehmen: Erst im entschiedenen Durchgang durch den Existentialismus sind mir diese Begriffe wie Hoffnung, Vertrauen um Getragenheit aufgegangen. Die Wahrheit des Existentialismus bleibt so beständig wie das Andere, das Tragende.“ Diese Einsicht bewahrt Bollnow bis heute: „Ich halte den Existentialismus – auch wenn er in der Öffentlichkeit weitgehend in Vergessenheit geriet – für ebenso wichtig, weil jede positive Aussage der Philosophie nur legitimiert ist, wenn sie vor dem Prüfstein des Existentialismus standhält.“

Anfang im Einfachen

Ein Weiteres kommt für Bollnows Kritik hinzu: „Mir war klar, daß man aus dem Existentialismus allein nicht leben kann, weil er immer nur die ganze schwarze Seite des menschlichen Lebens betont.“ Dieser Zug habe bis heute nachgewirkt in der „einseitigen Beschäftigung mit den

fragwürdigen, traurigen und bedrängten Seiten des Menschen“. Unabdingbar notwendig sei darüber hinaus aber „ein vertrauensvolles Verhältnis zu einem letzten Seinsgrund.“

Als der Krieg vorbei war, sah Bollnow die Notwendigkeit, an grundlegenden Fragen des Lebens anzusetzen. „Das versuchte ich, unter der einfachen Sittlichkeit zu fassen, weil die menschlichen Beziehungen . auch in der Kriegssituation intakt geblieben waren.“ Er untersuchte Begriffe wie Anständigkeit, Vertrauen in der Familie oder Solidarität, deren Bestimmungen er in dem Band „Einfache Sittlichkeit“ 1947 veröffentlichte.

1946 ging Bollnow an die kurz zuvor eröffnete Universität Mainz. „Das war ein geradezu unvorstellbar enthusiastischer Anfang nach soviel Not und Unterdrückung, in der man keine Aussicht sah, den Krieg zu überleben.“ Die Dozenten und Studenten wußten sich „einig in diesem beglückenden Gefühl“ der neuen Möglichkeiten des freien Arbeitens.

Philosophie der Hoffnung

Hinzu kam damals der Ansatz des französischen Existentialismus, der ein neues Element ins Nachkriegsdeutschland brachte. Jean Paul Sartre und Albert Camus wurden gelesen, und Bollnow war als Kenner der Existenzphilosophie gefragt. Ihn verband eine besondere Freundschaft mit dem betont christlichen Gabriel Marcel, den er mehrmals in Paris besuchte. In dieser Situation, in der „durch den Nationalsozialismus alle großen Worte Mißtrauen erweckten“, stießen die Franzosen auf fruchtbaren Boden. „Sie sahen allein in der unbedingten Hingabe an ein Ziel etwas Absolutes erreicht, das nicht mehr fragwürdig werden konnte. Was zählte, war allein der unbedingte Einsatz.“

Bollnow plagten aber nach wie vor seine Einwände gegen den Existentialismus, mit dem er nie aufhörte, sich zu beschäftigen. Etwa in dem 1955 erschienen Buch „Neue Geborgenheit – Das Problem einer Überwindung des Existentialismus“, dessen Titel Bollnow heute „ungeschickt und geradezu falsch“ findet. Er entstand aus der damaligen Auseinandersetzung mit den Strömungen der Zeit und ist nur aus diesen zu verstehen. Heute würde er das Buch lieber „Philosophie der Hoffnung“ nennen, denn „der Titel hat mir eingetragen, daß ich vielfach falsch verstanden und zu den einfachen Geistern gezählt wurde“.

Philosophie der Hoffnung, da ist in Tübingen Ernst Bloch nicht weit Von Bloch unterscheidet sich Bollnow allerdings: „Bei ihm scheint mir das Vertrauen auf die Entwicklung der Menschheit zugrunde zu liegen, mir kommt es hingegen darauf an, daß den Menschen etwas Tragendes entgegenkommt“, über das er aber gerade als Philosoph vermeidet, nähere Bestimmungen anzugeben. Es ist eine wesentlich „bildlose“ Hoffnung, von der Bollnow spricht. Es geht ihm um das Bewußtsein, nicht abzustürzen, das erwachsen ist aus der Erfahrung des Krieges, „als die Vernunft sagte: Es gibt keinen Ausgang als den Untergang“. Bollnow versteht Hoffnung nicht als trügerisches Gefühl, sondern als eine Grundverfassung des Menschen jenseits des Planbaren, als „einen Grund, den man der Bedrohung und Unsicherheit des Lebens abringen muß“. Auch den Vorwurf, er predige damit eine heile Welt, will Bollnow nicht gelten lassen: „Gerade weil ich die ganze Unheimlichkeit sehe, ist es mir so wichtig, auf diesen Grund zurückzugehen!“

Anthropologische Pädagogik

Mit der „Tugend der Hoffnung“ beschäftigte sich auch seine Tübinger Antrittsvorlesung 1953, dem Jahr, in dem Bloch den ersten Band des „Prinzips Hoffnung“ veröffentlichte. Bollnow war als Nachfolger auf den Lehrstuhl seines Berliner Lehrers Spranger berufen worden, der wie er die Brücke zwischen Philosophie und Pädagogik schlug. In seinem ersten Tübinger Semester wohnte der neue Professor noch im Haus des Orientalisten Enno Littmann in der Mörikestraße.

Von dort zog er in die Doblerstraße, bis 1956 das eigene Haus in der Lustnauer Waldeckstraße gebaut war. Wenn er diese Zeit beschreiben soll, dann fallen ihm die ochsenbespannten Heu-ein, die er vom Neckartor-Cafe aus in der Mühlstraße beobachtete.

In der Zusammenarbeit mit Volksschullehrern, die – damals eine einmalige Einrichtung in Tübingen – noch einmal zu einem Studium an die Universität kommen konnten, entwickelte er die anthropologische Begründung der Pädagogik. Dabei ging es um die grundlegenden Bezüge des Menschen zu seiner Welt, zu Raum, Zeit und Sprache, Die Pädagogik sollte als Ganzes aus der Perspektive der Anthropologie gesehen werden – „ein Ansatzpunkt, der auch neutral war gegenüber der Lebens- und Existenzphilosophie“.

Mißtrauen hält Bollnow durchaus für ein ebenso richtiges Verhalten zur Welt, nur „wenn es universal wird, werden alle menschlichen Beziehungen ausgelöscht“. Gerade für die Erziehung fordert er ein solches fundamentales Vertrauen, denn „der Erzieher muß dieses Vertrauen zur Entwicklung seines Kindes durchhalten, auch wenn es ständig enttäuscht wird. Denn erst diese Vertrauen verwandelt das Kind. Das Vertrauen muß für ihn auch aufgebracht werden, weil es eine „schöpferische Kraft“ hat, und „die Pädagogik soll ja nicht für die Gegenwart, sondern für eine bessere Zukunft erziehen“.

Hier hinein spielt die Grundsatzfrage jeder Anthropologie „Was ist der Mensch?“ Bollnow hat diese Frage immer als eine produktiv-tätige Frage verstanden. „Ich bin beim Begriff des Wesens des Menschen immer sehr vorsichtig gewesen denn ich sehe grundsätzlich das Offene in der Entwicklung des Menschen.“ Menschenbilder, die als Erziehungsvorlagen eingefordert werden, lehnt er kategorisch ab. „Das sind meist die konservativen Kräfte, die ihre Vorstellung vom Menschen bewahren wollen.“ Prinzipiell, so meint Bollnow, sind da keine Grenzen – weder in der Zeit noch im Raum – anzugeben, sondern alle Bestimmungen können nur ganz konkret im Einzelfall gemacht werden.

In seiner Beschäftigung mit der Sprache ist bereits Bollnows spätere, noch entschiedenere Wendung zur Hermeneutik zu sehen, in der er unterscheidet zwischen Begriffen, die streng definierbar sind, und „Lebensbegriffen“, die sich einer begrifflichen Festlegung widersetzen. Letztere sind darum nicht diffus, sondern auslegbar. Bollnow zitiert Theodor Lipps, der dies am Beispiel des Wortes Glas anschaulich machte. Glas kann je nach Gebrauch des Wortes ein Material, ein Gefäß oder der Inhalt eines Gefäßes sein. Solche sprachphilosophischen Überlegungen führten Bollnow zur „Philosophie der Erkenntnis“ von 1970 und zum „Doppelgesicht der Wahrheit“ von 1975. Damit verließ er den explizit ethischen Bereich in der Philosophie, ohne aber die praktische Perspektive aufzugeben.

„Es galt hier, ernst zu machen mit dem Prinzip der Anfangslosigkeit, denn es gibt keinen archimedischen Punkt, von dem wir eine Erkenntnis systematisch aufbauen können.“ Was Bollnow besonders interessierte war, wie sich in einer immer schon verstandenen Welt (Heidegger: Verstehen und Existieren sind gleich ursprünglich) das Neue entfalten kann, wie neue Erfahrungen in das Weltverstehen eindringen und immer wieder zur Korrektur zwingen. Hier werden auch die Grenzen des exakt Ermittelbaren deutlich. Konsequenzen können solche Überlegungen etwa im Verhältnis des Menschen zur Natur haben. Dies sind auch die Fragen, die Bollnow heute bedenkt.

Radikales Umdenken nötig

Bei einem Kongreß zum Thema „Das Grüne in der Stadt“ (1986) versuchte er beispielsweise das Verhältnis zur Natur als eines zu bestimmen, das nicht vom Nutzen geprägt ist, sondern vom Eigenwesen der Natur. Wie Bollnow bereits im „Doppelgesicht der Wahrheit“ einen nicht verifizierbaren Wahrheitsbegriff untersuchte, der lediglich an seiner „Fruchtbarkeit“ gemessen werden

könne, überträgt er diesen Begriff auch auf die Natur, wenn er feststellt: „Die Natur spricht zu uns.“ „Das ist gerade darum so schwer zu erfassen“, räumt er ein, „weil es nicht im begrifflich-strenge, kontrollierbaren Denken zu begreifen ist“. Hans Jonas' Verantwortungsethik hält er in diesem Zusammenhang für wichtig, aber insofern „kurzschlüssig“, als dieser die Frage nicht radikal gestellt habe, was Natur überhaupt sei. An seiner eigenen Naturerkenntnis sei im übrigen der Stellenwert der Hermeneutik in Bezug auf Gegenwartsfragen abzulesen.

Bollnow beschränkt sich aber nicht auf die Natur. „Ich bin ganz allgemein davon überzeugt, daß die Menschheit an einen Punkt gekommen ist, wo es so absolut nicht weitergehen kann, wo ein radikales Umdenken notwendig ist.“ In seinen Augen behindern Macht- und Besitzstreben ein freies Verhältnis zur Welt, das nicht von selbstbezogenen Geltungs- und Fortschrittsinteressen bestimmt ist. In diesem Zusammenhang stehen auch Bollnows gegenwärtige Arbeiten über die Kunst der Beschreibung. „Wenn alle Erkenntnis immer wieder überholt ist, dann ist die Beschreibung ein schöpferischer Vorgang, der selbst erst den Gegenstand hervorbringt.“ Insofern stehe am Anfang jeder Hermeneutik die zu übende Kunst der Beschreibung. „Nur über diesen Umweg ist eine Erkenntnis jenseits des Nutzens zu gewinnen.“

Vertrauen in die Vernunft

1960 hielt Bollnow vor neuimmatrikulierten Tübinger Studenten einen Vortrag über die „Bedrohung der Menschlichkeit“ durch die Technisierung und die Degradierung des Menschen zum Objekt. Was würde er heute sagen? Er erinnert an ein Symposium zu seinem 80. Geburtstag, das den Titel „Über die Verantwortung der Vernunft in einer friedlosen Welt“ trug. „Vernunft verstehe ich hier im Unterschied zum rationalen Denken als die Forderung des Maßes, als die Forderung, vernünftig miteinander zu sprechen.“ Schließlich komme es darauf an, Vertrauen zueinander zu gewinnen, sagt er auch mit Hinweis auf die Abrüstungsproblematik.

Quer zu dieser Lebensgeschichte und doch mit ihr eng verbunden liegt Bollnows Kontakt zu Japan. Es gibt sicher keinen lebenden deutschen Philosophen, dessen Werk ähnlich stark in Japan rezipiert und ins Japanische übersetzt wird. Sein Interesse geht zurück auf Misch, der erkannte: „Wir müssen wegkommen von einer allein aus der griechisch-römischen Antike herkommenden, rein europäischen Philosophie und auch die parallelen Entwicklungen in der fernöstlichen und indischen Kultur sehen.“ Bollnow, der in Tübingen weit mehr als fünfzig japanische und koreanische Gäste in seinem Haus hatte, kam 1959 zum erstenmal nach Japan zu einem pädagogischen Kongreß: „Ich blieb gleich ein Vierteljahr!“

In der Berührung mit der japanischen Kultur fand er „Schichten der eigenen Seele freigelegt“. Ausdruck davon ist beispielsweise sein Buch „Vom Geist des Übens“ (1978). „Gegen die Verachtung des Übens als langweilige Beschäftigung habe ich die Konzentration und Verinnerlichung im selbstvergessenen Üben herausgearbeitet, wo sich ein tieferes Ich verwirklichen kann.“ Welche Bedeutung Bollnow in Japan besitzt, ist an der Umbenennung der Kyotoer pädagogischen Instituts in „Institut für anthropologische Pädagogik“ in direkter Anlehnung an Tübingen abzulesen.

Viele Kontakte unterhält Bollnow neben der stark in der buddhistischen Tradition verwurzelten Schule Nishidas bei Tokio zur Tamagawa-Schule in Tokyo, einer mit Goethes pädagogischer Provinz vergleichbaren Einrichtung mit Kindergärten, Schulen, Werkstätten und einer Universität, von der Bollnow zum Ehrenprofessor ernannt wurde (einen Ehrendoktor hat ihm überdies die Straßburger Universität verliehen). Für seine Verdienste um die Philosophie und Pädagogik in Japan überreichte ihm außerdem der japanische Botschafter in Bonn 1986 den „Orden der aufgehenden Sonne am Halsband, Goldene Strahlen“.

Über achtzig Doktoranden

Am Universitätsleben beteiligt sich Bollnow seit seiner Emeritierung vor 18 Jahren kaum noch. Er kennt lange nicht mehr alle Dozenten seiner Fächer und befürchtet, daß sie auch keine Interesse mehr am Kontakt zu ihm haben. Früher steckte er noch seine ganze Kraft in die Betreuung der Studenten. Über achtzig promovierten bei ihm, eine für damalige Verhältnisse stattliche Zahl. Mehr als zwei Dutzend Professoren an baden-württembergischen Pädagogischen Hochschulen gingen in seine Schule. Nur sein philosophisch-pädagogisches Kolloquium hat er bis zuletzt abgehalten. Wenn er die Leitung auch vor zwei Semestern an jüngere Mitarbeiter abgegeben hat, so nimmt er doch weiterhin an den Sitzungen und den anschließenden Gesprächen in einer Gastwirtschaft teil.

Was von ihm noch zu erwarten ist? Auch hier löst sich seine in sich gekehrte Haltung kaum. Dann sagt Bollnow, der neben seiner Lehrtätigkeit mehr als zwanzig Bücher und an die dreihundert Aufsätze veröffentlicht hat: „Ich bin jetzt 85 Jahre alt, und meine Situation ist dadurch bestimmt, daß ich das Gefühl habe, jetzt könnte ich eigentlich anfangen.“.

Joachim Zepelin